Feuilleton.

Der Schein.

Roman von

Doris Freiin von Spättgen.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja, Du hast ebenfalls diese seltene Gabe, wie Dein vortrefflicher Vater, dem sie, ich möchte sagen, zu seinem Wohlstande, zu Namen und Ansehen verholfen hat," äußerte die alte Dame, indem sie den interessanten Kopf des Sohnes wohlgefällig betrachtete.

Dieser schaute gedankenvoll auf den in allen Regenbogenfarben spielenden Wasserstrahl der Fontaine hinüber, worauf er achselzuckend entgegnete:

„Es ist kein großes Glück, noch ein Talent zu besitzen, Mutter, zumal wenn man dasselbe, wie es bei mir der Fall ist, noch ganz besonders ausgebildet hat. Meinem Lehrmeister, dem berühmten Physiognomiker Professor D. in Paris, könnte ich jetzt förmlich grollen. So lehrreich und anziehend meine Studien bei ihm waren, sie haben mir jenen glücklichen Aberglauben der Seele geraubt, in unseren Mitmenschen immer nur das Edle und Gute zu sehen. Es ist erstaunlich, was sich zuweilen hinter harmlosen, indifferenten Zügen verbirgt."

Mr. Morris sprach wieder mit einer tiefen Falte über der Stirn; daher sagte die alte Dame, welche den Sohn weit lieber heiter gestimmt sah, in halb scherzender Weise:

„Nun, nun, nicht gleich so tragisch, Harry! Ich meine, Du hast auch ein besonderes Talent, liebenswürdige und vortreffliche Charaktere heraus zu finden."

Mit einem Schlage verwandelte sich jetzt das Gesicht des jungen Rechtsgelehrten.

„Das ist nicht schwer bei Jemand, dem die Vorsehung den Stempel edler Weiblichkeit und Herzensreinheit auf die Stirn gedrückt hat," gab er schnell, indeß mit etwas schwankender Stimme zur Antwort.

„Ja, sie ist ein seltenes Mädchen!" meinte die Dame in warmem Tone. „Genau so wünschte ich mir einmal eine Frau für Dich, Harry."

Der Angeredete, dessen breite Stirn von einer heißen Blutwelle überfluthet wurde, rief abwehrend und in merklicher Hast:

„Miß Home ist durch und durch Deutsche. Ohne viel darüber laut werden zu lassen, blickt sie doch ziemlich klar und hat alle Schäden, Mängel und Schwächen meines Vaterlandes längst entdeckt. Ich glaube, sie sieht dem Zeitpunkt ihrer Heimkehr mit Sehnsucht entgegen."

„In letztem Falle läßt Dich Deine Kunst, in den Physiognomien zu lesen, arg im Stich, mein Sohn, oder Du willst Dich absichtlich täuschen," rief die Mutter lachend. „Nora hat große Sympathien für Amerika und ..." Sie stockte.

„Was — und ?" fragte Mr. Morris gespannt.

„Nun, sie hat auch Sympathien für einzelne Menschen, die darin leben," tönte es heiter zurück. „Eins fällt mir indeß auf," fügte die Dame ernster hinzu, „das Mädchen ist seit einiger Zeit nicht mehr so heiter, eine gewisse Zerstreutheit und Unruhe hat der früheren, fast kindlichen Unbefangenheit Platz gemacht. Ist Dir denn das nicht aufgefallen, mein Sohn?"

Mr. Morris, welcher während dieses Gespräches in scheinbarer Gemüthsruhe ein Stück mit Butter bestrichenen Toast verzehrte, entgegnete kurz:

„Ich sagte Dir ja bereits, Miß Home ist klug und sieht schärfer, als man meint! Aber so wahr mir Gott helfe, auch ich halte die Augen auf!" Damit hatte er sich hastig erhoben und langte nach seinem auf einem Stuhle liegenden Hut.

„Jetzt schon nach der Office?" fragte die alte Dame mit theilnehmendem Blick.

„Ja, Mutter, bei der Arbeit vergehen die aufrührerischen Gedanken am besten. Auf Wiedersehen zum Diner!"

Merklich bekümmert blieb Mrs. Morris vereinsamt am Frühstückstisch zurück.

„Nein, nein, es wäre grausam, irgend welche ernste Hoffnungen in ihm zu erwecken, sehe ich doch, wie sehr er unter diesem Zwange, dieser Ungewißheit leidet," flüsterte die Dame leise vor sich hin. „Wenn immer ich auch wahrnehme, daß Nora ihn gern — sehr gern zu haben scheint, so vermögen meine schwachen Hände dagegen nichts zu thun, die durch mißliche Verhältnisse geschaffene Schranke zwischen jenen beiden mir theueren Menschen zu entfernen. Immer giebt sie uns anzuhören, daß sie die arme, bezahlte Erzieherin sei, und stellt sich in ihrer Bescheidenheit stets viel zu weit zurück. Das thut sie natürlich deshalb, damit ich nicht etwa denken könne, sie trachte nach meines Sohnes, des reichen Mannes Hand! Erbetteln muß ich mir fast jeden ihrer Besuche. Und doch, ungeachtet ihrer grenzenlosen Anspruchslosigkeit liegt etwas so vornehmes, ja hoheitsvolles in des Mädchens Wesen und Erscheinung, daß mir zuweilen die Idee kommt, ob Nora nicht doch vielleicht von weit höherem Range ist, als es den Anschein hat. Fräulein Home — hm — und ihr Vater, wie sie sagt, ein pensionirter Beamter — hm! Es müssen eben dort drüben ganz andere Verhältnisse sein als bei uns. Jedenfalls hat Nora einen unbezwinglichen Reiz, dem sich keiner verschließen kann. Eine solche Tochter zu haben ...."

Die alte Dame brach in ihrem Monolog jäh ab und trank nun endlich ihren unterdessen kalt gewordenen Thee. — — — — — — — — —

Aus Noras Tagebuch.

Man hat mir wiederholt versichert: Amerika sei ein Land ohne jedwede Poesie noch Romantik! Das sagen Leute, die nie dort gewesen sind. Ja, wer mit kurzsichtigen Blicken nur das äußere Leben und Treiben der Riesenstadt New York umfaßt, wer sieht, wie die Menschen in grenzenloser, fast hartherziger Gleichgültigkeit an einander vorbeirennen, jeder im Jagen nach Gold, dessen Urtheil wird selbstverständlich dasselbe bleiben, wie von vielen Hunderten vorher.

Nur wer tief schaut, tiefer in die Menschenbrust hinein, der wird bald genug erkennen, daß diese hier ebenso bewegt wird von Liebe, Haß, Mißgunst und Herzeleid! Fast zu meinem Kummer muß ich bekennen, daß gerade ich mit solch' einem Scharfblick beschaffen sein muß. Nicht allein, daß ich fremdes Wehe sehe — nein, ich helfe es tragen, als ob es mein eigenes wäre!

Was habe ich seit gestern erlebt! May, meine arme May liegt in dumpfer Apathie in ihrem Zimmer, ein Zustand, der nach wilden Schmerzesparoxismen zum Glück endlich eingetreten ist, während ich am Schreibtische sitze und dieses niederzuschreiben versuche. Die verworren durch mein Hirn jagenden Gedanken zu sammeln ist fast ein Danaidenwerk. May hatte mich gebeten, einige Musikstücke für sie zu kaufen, und ich ging zu Fuß nach dem Broadway hinüber. Gegen Morgen war ein schweres Gewitter mit Hagel und Platzregen niedergegangen, das die bereits unerträglich gewordene Hitze gebrochen hatte. Frische balsamische Luft durchströmte die von erstickend heißer Atmosphäre erfüllten Straßen. Zum ersten Male seit Wochen zeigte sich um die Mittagsstunde wieder einmal reges Leben in der Stadt. Ich kaufte meine Noten und schlenderte langsam, hie und da an einem Schaufenster stehen bleibend, meinen Weg zurück. Dabei war mir aufgefallen, daß mehrere Zeitungsjungen den kreischenden Ruf ertönen ließen: „Ein Extrablatt", und daß an verschiedenen Straßenecken eine Menge Menschen lebhaft gestikulirend bei einander standen.

Ich schrieb jedoch diesen Umstand irgend einem für Amerika wichtigen politischen Ereignisse zu, das mich keineswegs interessirte, und eilte unbeirrt vorwärts. In der fünften Avenue angelangt und noch etwa zwanzig Schritte von Mr. Raymonds Palast entfernt, trat eine alte, schlicht, doch anständig gekleidete Frau an mich heran und fragte schüchtern, ob ich Miß Nora Home sei. Als ich dies bejahte, drückte sie mir hastig einen Brief in die Hand, mit dem Bemerken, daß sie bereits vergeblich in unserem Hause nach mir gefragt, und man ihr gesagt habe, ich sei ausgegangen. Sie habe den Auftrag, mir dieses Schreiben nur persönlich abzuliefern. Dabei lag ein so tief schmerzlicher Ausdruck über der Sprecherin Gesicht und ihr ganzes Auftreten erschien mir so ernst und würdevoll, daß der Gedanke, dies könnte eine dreiste Bittstellerin oder eine Schwindlerin sein, gar nicht in mir aufkam.

„Von wem kommt dieser Brief?" fragte ich theilnehmend.

„Lesen Sie, lesen Sie, Miß Home; dann werden Sie selbst wissen, was zu thun ist; Gott wird Sie leiten!"

Nach diesen Worten schaute sie mich noch einmal seltsam flehend an und verließ mich mit ehrerbietigem Gruße.

Das Papier in der Hand, schaute ich halb unschlüssig, halb ärgerlich der rasch davon Eilenden nach. Oben in meinem Zimmer angekommen, öffnete ich den Umschlag. Die Adresse zeigte eine andere Hand als die des darin enthaltenen, nach Rosenöl duftenden, eleganten Bogens. Mit Bleistift hingeworfene zittrige Linien liefen darüber hin:

„Theuerste Miß Home! Erfüllen Sie den letzten Wunsch einer Kranken — einer Sterbenden!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Appell.

Kapellmeister X. war in jungen Jahren an einer kleinen Provinzbühne thätig. Eines Tages wurde zu seinem Benefiz eine Operette angesetzt. Es war Sommersaison, aus ökonomischen Gründen bestand das ganze Orchester aus nur 10 Mann, so daß der Kapellmeister gezwungen war, mit der rechten Hand zu dirigiren und mit der linken auf einem Harmonium die fehlenden Blechpassagen und Fortestellen auszuführen. Vor Beginn der Benefizvorstellung nähert sich dem Kapellmeister der erste Geiger des Orchesters:

„Herr Kapellmeister, wir möchten Ihnen zu Ihrem Benefiz so gern einen Tusch bringen, mir san aber so wenig, — möchten S' net a bissel mithelfen?"

Prinzgemahl.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

„Warum haben Sie denn kein einziges armseliges Mal ein Sterbenswörtle geschrieben?"

„Ich sagt' Ihnen doch: weil ich erst ganz klar sein wollte über mich."

„Und — wenn ich jetzt im letzten Winter ein Mädle g'sehen hätt, wo mich verwirrt hätt' — ha, ich sag' bloß so . . ."

Sie schüttelte den Kopf. „Eine Blonde? Eine Schwarze? Da hatt' ich keine Bange. Sie können ja bloß die Braunen leiden."

Er preßte ihre Finger so stark, daß sie fast aufkreischte. „Du — Knitze — Krott!"

Es war ihm nicht möglich, den Jubel seines Herzens in anderer Form zum Ausdruck zu bringen. Alles tanzte in ihm.

Ein paar hundert Meter gingen sie stumm nebeneinander hin. Endlich machte Loni ihre Hand frei und sagte mit einem humoristischen Seufzer: „So — jetzt wollen wir aber von 'was anderm schweigen — sonst merken's die Leute!"

„Ach Loni, was bischt du für ein lieber, goldiger Schatz! — Wenn jetzt doch bloß kein Werktag wär', daß man net ins Geschirr müßt'! — Ich könnt' alsfort so neben dir her gehen und dich angucken . . . du Knitzer kleiner Strick, mit deinem Japanerg'sichtel, mit deinen lustchtigen Aeugle . . Geh, guck mich net so goldig an, sonst geb' ich dir einen Kuß auf der offenen Straß' — und dort steht ein Schutzmann!"

Auf einem Inselverron inmitten des Potsdamer Platzes, inmitten des tollsten Verkehrs von Straßenbahnen, Omnibussen, Autos, Droschken und Lastfuhrwerken, eilenden Geschäftsleuten, Blumen- und Zeitungsverkäufern und Arbeitern, waren sie stehen geblieben. Die Sonne schien. Trotz Staub und Benzin lag doch ein Hauch von Frühling in der Luft.

Der schüchterne Köberle, der sonst so menschenscheu war, mußte sich ausgerechnet diesen Brennpunkt des gesammten Berliner Verkehrs für seine Liebeserklärung aussuchen!

Und so kam's, daß er — ein unerhörter Fall — heute mit einer einstündigen Verspätung im Geschäft eintraf.

Von seinem Chef war das gar nicht bemerkt worden, Köberle meldete es aber selbst, bat um Entschuldigung und gab auch gleich den Grund an: er hätte sich nämlich verlobt, zwischen neun und zehn Uhr, auf dem Potsdamer Platz.

Daraufhin wurde ihm den ganzen Tag über von jedem der Angestellten, der gerade mit ihm in Berührung kam, gratulirt. Zu seiner Verlobung, zwischen neun und zehn Uhr, auf dem Potsdamer Platz. Und ein jeder lächelte. Und Köberle strahlte jedesmal vor Seligkeit.

* * *

Für den Abend hatten sie sich ein Rendezvous am Potsdamer Bahnhof gegeben. Köberle hatte sich zwei Stunden früher als sonst freigemacht. Sie fuhren nach Wannsee, um dort — in einer Art dankbarer Anhänglichkeit — im „Schwedischen Pavillon" einzukehren und sich da allein auszusprechen, bevor sie ihr Geheimniß der Pension Lehmann preisgaben.

An der Havel war es noch unwirthlich. Es dämmerte auch schon, als sie zum Wasser gelangten.

Bei der Ueberfahrt kamen sie nahe an dem unbewohnt, mit dicht geschlossenen Fenstern daliegenden Hausboot der „Kalimillionäre von Wannsee" vorbei.

Die Passagiere unterhielten sich über das originelle Fahrzeug. Es habe den Winter über in einem Seitenkanal der Havel dicht vor Potsdam gelegen, so wußte einer zu berichten. Jetzt sei es wieder hier verankert und — vor kaum acht Tagen — neu angestrichen worden. Die Besitzerin, eine junge Wittwe in Wannsee, habe sich soeben wieder verheirathet, und das Paar werde an Bord des Hausbootes seine Flitterwochen verleben. „Ganz ameritanisch!" meinte darauf eine junge Berlinerin.

Köberle lächelte über das Gerede, denn er wußte es ja besser. Er wollte Loni hernach den richtigen Sachverhalt erzählen, ihr auch Näheres über seine gestrige Begegnung mit seinem alten Heidelberger Kommilitonen berichten, der der Gatte der jungen Hausbootbesitzerin geworden war.

Aber dann war es Loni selbst, die aus der Familiengeschichte der Rodrians ihm allerlei höchst Interessantes mitzutheilen wußte.

Sie war viel genauer orientiert als er.

Und was sie ihm in dieser Stunde offenbarte, das bedeutete für Gustav Köberle die allergrößte Sensation seines Verlobungstages.

. . . Sie hatten im oberen Stockwerk des Restaurants einen kleinen Tisch gefunden, der dicht am Fenster stand. Derselbe Platz war's wie vor einem halben Jahr.

Loni begann ihre Offenherzigkeiten damit, ihm in ihrer drolligen Art ihre Personalien anzugeben: damit er sich auch über ihr Alter keine Illusionen machte. Dabei kam's zur Sprache, daß sie in Bogendorf am Harz geboren, überhaupt keine Oesterreicherin war. „Ja — und wie mein Mütterle nach Wien gekommen ist? — Ich war ja noch ein ganz kleines Ding damals. Auf Bogendorf, unser Gut, kann ich mich heut nur noch ganz dunkel besinnen. Es ist dann ja unter den Hammer gekommen, und ich hab's nie wiedergesehen. Mutter auch nicht. Ich hab's viele Jahre überhaupt nicht anders gewußt, als daß wir immer in Wien gelebt hätten. Und solang ich in die Schule ging, dacht' ich auch, Vater sei todt. Aber die Eltern waren nur geschieden."

„Geschieden? — Du armes Hascherl!"

Loni zuckte die Achsel. „Ich hab' einen Vater nie vermißt. Mein Mütterle war mir alles, alles, alles. Ein seltsamer Mann muß mein Vater gewesen sein. Ein Genußmensch — äußerlich glänzend — Mutter sagte einmal, schön und ritterlich nach außen, aber ein kalter Egoist innerlich. Mutter war seine zweite Frau. Aus der ersten Ehe hatte er einen Sohn. Den nahm er dann auch wieder mit sich, als er Mutter verließ. Und später ist er dann eine dritte Ehe eingegangen. Mit einer steinreichen Berlinerin."

„Lebt er noch, Loni?" fragte Köberle nach kurzem Schweigen.

„Vor jetzt fast zwei Jahren ist er bei einem Bootsunglück ums Leben gekommen — zusammen mit seinem Sohn. In Scheveningen geschah's. Es stand damals in den Zeitungen. Sonst hätt' ich überhaupt nichts davon erfahren. Ich las es ganz zufällig in einem alten Blatt. Du kannst dir denken, wie mich das berührt hat."

„Hast sonst nie 'was von ihm gehört?"

„Nie. Er hat an meiner Mutter — bodenlos schlecht gehandelt. Und auch an mir. Er spielte, hasardierte — er brachte Mutters Vermögen, ihren ganzen Besitz durch. Und Mutter hatte zuerst so unbegrenztes Vertrauen zu ihm gehabt. Schließlich mußten sie sogar von dem Hofe gehn, auf dem Mutter und Großvater und Urgroßvater geboren waren. Er muß es schon sehr häßlich getrieben haben. Mein Mütterle zog nach Wien, fing eine neue Existenz an — kunstgewerbliche Arbeiten machte sie, ach, sie war so geschickt mit ihren lieben, fleißigen Händen — und als dann endlich die Scheidung ausgesprochen war, da nahm sie ihren Mädchennamen wieder an. Er kümmerte sich nicht mehr um uns. Und es hat Zeiten gegeben, sag' ich dir, wo sie vor Sorgen nicht aus noch ein wußte. Ihr ganzes Glück war: daß ich sie so verätzettert hab'."

In Lonis Augen blitzte das Wasser. Aber sie lächelte in der Erinnerung.

„An meine Konfirmation denk' ich noch. Da hatte Mutter mir morgens alles gesagt, bevor wir zur Kirche gingen, über Vater, über ihre traurige Ehe. Und Abends — nein, Nachts — da buscht' ich doch noch in ihr Bett hinüber und preßte sie und küßte sie. „Mutterl, ich dank' dir! sagt' ich. Und sie meinte das Kreuz und das Kleid und die Handschuh. Aber ich sagte: „Nein, Mutterl, fürs Leben dank' ich dir!" — Das hat sie mir nie vergessen. Ach, in der Nacht haben wir beide so in die Kissen geschluchzt — vor lauter Glück, daß wir uns hatten. Und so ist sie meine liebe, einzige Freundin auf Gottes weiter Welt gewesen, bis ich ihr die ängstlichen, treuen, bittenden Augen geschlossen hab' . . . Und heut weiß ich darum: sie hat keine Schuld gehabt an dem Eheunglück, sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthumsübertragungen

Cincinnati, 26. Sept.

James Shaw an Ray H. Bush und andere, fünf Acker Land in Anderson Township. $1.

Henry H. Luedeke an Schmidt und Luedeke Dairy Company, fünf Jahre Pachtrecht vom 1. September 1914 auf Lot No. 4 in Jacob Schmucker's Nachlaß an der Van Kirk Avenue in Carthage. Monatliche Miethe $50.

Henry Sticht an Mathias Palatinus, 25 bei 95 Fuß an der Südseite der Adam Straße zwischen Elm und Canal Straße. $1.

Thomas J. Peale an die Ira D. Washburn Company, zehn Jahre Pachtrecht vom 1. August 1914 auf das Eigenthum No. 906 und 908 Central Avenue; monatliche Miethe $200.

Kathleen K. Perkins an Ogden K. Baumes, Lot 18 in Kennedy Heights Unterabtheilung. $1.

John B. Staab an Clinton E. Yerkes, Lot No. 6 in J. P. La Boiteaux's Unterabtheilung in Mt. Healthy. $1.

Violet Schneller an Martha Kelse, Lot 44 in C. A. Heilkers Unterabtheilung in Madisonville. $1.

Grace Smith an John Shore, Lot No. 213 in Fairfax Unterabtheilung in Madisonville. $1.

Mary H. Shaw an S. F. Lee und andere, zehn Acker Land in Sektion 31 in Millcreek Township. $1.

Ruth Weber an Chelsea L. Warner, Kontrakt auf Umtausch des Eigenthums No. 830 Ost Dritte Straße und No. 1031 Richmond Straße für eine Farm von 121 Acker südlich von Newtonsville, Ohio., in Clermont County.

Mary E. Newhouse an Harry Hilbert und andere, 50 bei 160 Fuß an der Südseite der Herbert Avenue, 400 Fuß westlich von Crookshank Road. $1.

Arthur T. Leininger an Mary R. G. Bolin, 32 bei 100 Fuß an der Südseite der Ashland Avenue in Süd Norwood. $1.

Philip Hayward an Mary H. Robison, eine Lot an Robison Road in Pleasant Ridge. $1.

Hiram M. Rulison an Minna Koenig, Lots 84 und 85 in Hiram M. Rulisons Unterabtheilung in Overloot, Price Hill. $1.

Josephine Mandel an Frank Rulmann, Trustee des Suicide Clubs von Reading, fünf Jahre Pachtrecht vom 25. September 1914 auf 43 bei 130 Fuß an der Westseite der Wachendorf Straße in Reading; jährliche Miethe $22.50.

Samuel J. Williams und andere an Frank E. Schuerman, 49 bei 225 Fuß an der Nordseite der Southside Avenue. $1.

Ruth C. Cox an Adelhunde Bech, Stück Land an der Ostseite der Durrel Avenue, 90 Fuß südlich der Hapsburgh Straße in Walnut Hills. $1.

Lena Solmon an Nicholas Sarros, vierzig Fuß an der Südseite der Carl Straße, 60 Fuß westlich der Western Avenue. $1.

Philip Fiddler an Herman Blumenswieg, 12½ bei 90 Fuß an der Nordseite der Clark Straße. $1.

Herman Blumenswieg an Dora Gertzman, dasselbe Eigenthum. $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Neue Hypotheken.

Herbert Custer an Southern Ohio Loan and Trust Co. $500.

Martha Kelso an Southern Ohio Loan and Trust Co. $1000.

Clinton K. Yerkes an John B. Staab $2700.

Frederick F. Reineke an Cosmopolitan B. und S. Co. $2000.

Erdman Utes an Calge S. und L. A. $1250.

Adelgunde Bech an Title L. und T. Co. $1750.

S. F. Lee an Henry Newby, Trustee $12000.

Henry C. Graef an Oakley Bank $1000.

Emily K. Lewis an Minnie Klasen $4500.

Mathias Palatinus an Henry Sticht $3500.

Frank E. Schuerman an Frank Lefering $600.

Ray H. Bush an Pearl Market Bank $1200.

Getilgte Hypotheken.

Roebrt Brown an College Hill L. nud B. Co. $500.

Carrie Carver an Chas. Wurster, Verwalter. $800.

Walter F. Leavell an Court Straße Market B. und S. Co. $1500.

Sam Solotosky an Jake Mandeleil $400.

Wm. F. Groß an Brighton German Bank $1800.

George S. Goodman an San Marco B. und L. A. $2500.

Philip M. Hahn an William F. Ray, Trustee, $510.

Jennie Linionovitz an Jacob Loeb $2000.

Henrietta Hollemeyer an Ambrose L. Pachoud. $1000.

Philip Fiddler an Chas. M. Goldman $150.

James Shaw an Helen A. Pierce. $700.

Der vertauschte Koffer.

Skizze von Käthe Helmar.

Doktor Braune hatte sich gleich, als der Dampfer Kopenhagen verließ, an die Spitze des Schiffes gesetzt. Er drückte die Mütze fest auf den Kopf, legte seine Decke über die Knie und ließ sich vergnügt den frischen Wind um die Ohren sausen.

Die Küste von Seeland war vorübergezogen. Nun blies der Wind schärfer, und der Dampfer begann zu schaukeln. Allmählich wurden fast alle Plätze auf Deck leer. Die meisten Passagiere sahen angelegentlich über Bord, andere verschwanden in den Kajüten. Auch der Begleiter der hübschen Brünette, die dem Doktor schon in Kopenhagen aufgefallen war, stand auf und entfernte sich schwankend. Richard Braune aber wurde immer lustiger, je mehr der Wind pfiff und die Wellen spritzten. Ganz selbstverständlich nickte er der Dame zu, die sich den geschützten Platz an der Kajütenthür gesichert hatte, und rief: „Jetzt sind wir beide fast die einzigen an Deck."

„Nur nicht dran tippen, bitte! So ganz sicher vor der Seekrankheit fühle ich mich auch nicht. Wenn ich aufstehen würde . . ." Dabei bückte sie sich nach den Reisebuch, das ihr entfallen war und durch das Schleudern des Schiffes immer weiter fortgeschoben wurde.

„Bleiben Sie sitzen, gnädiges Fräulein! Ich bringe Ihnen das Buch." Und indem er sich an den Bänken festhielt, erreichte er die Kajütenthür und setzte sich neben seine neue Bekannte. „Wünschen Sie Vorstellung oder inkognito?" fragte er.

„Das bleibt Ihnen überlassen."

„O, ich kenne Sie schon seit meiner Ankunft in Kopenhagen. Ich sah Sie mit Ihrem Begleiter im Tivoli, in der Glyptothek, im Fruchtkeller von Andersen — überall, wo Fremde sich treffen." Dabei fühlte er, wie sie ihn verblüfft und ein wenig mißtrauisch anblickte. „Jetzt halten Sie mich wohl mindestens für einen Detektiv? Aber ich bin wirklich ein ganz harmloser Mensch, kein Kriminalpolizist, — ein Doktor der Medizin mit etwas Praxis aus Berlin W. . . . Richard Braune."

„Und ich heiße Else Beyer, bin Malerin, wohne in Schöneberg, bin jedoch mit den Millionenbauern dort weder verwandt noch verschwägert."

Sie musterte ihn und fand sein bartloses Gesicht mit den klaren blauen Augen sympathisch.

„Nun sind also unsere Steckbriefe fertig," sagte er, und sie erröthete, weil sie glaubte, er hätte bemerkt, wie sie sein Aeußeres studirte. „Uebrigens sind wir beide doch halb und halb Detektivs: Sie als Malerin, und ich als Arzt, der das, was man ihm verschweigt, zu errathen sucht. Zu welcher Menschengattung gehört denn aber Ihr blonder Begleiter?"

„Herr van Loewen ist Großkaufmann aus Rotterdam. Näheres weiß ich nicht, denn ich lernte ihn vorgestern ebenso zufällig kennen wie jetzt Sie: auf der Tour von Kopenhagen nach Stodsborg."

„Er will auch nach Mölle?"

„Ja, er ist jeden Sommer hier und wohnt bei Elfverson. Ich habe im Hotel Kullaberg gemiethet."

„Ich auch," sagte Dr. Braune erfreut. „Und dort sieht man schon den Leuchtthurm und das Kullengebirge."

Das Schiff ging allmählich ruhiger. Blasse Männer und Frauen erschienen wieder auf Deck. Stewards stützten die Seekranken und nahmen ihnen die Decken und Shawls ab. Auch Herr van Loewen kam mit hochgeschlagenem Rockkragen zum Vorschein.

„Ich habe nach Ihrem Gepäck gesehen, gnädiges Fräulein. Auf dem Dampfer kommt leicht etwas vor mit den Koffern. Das ist nicht wie bei den Eisenbahnen in Preußen! Vorsicht ist immer gut."

„Sehr liebenswürdig von Ihnen. Meine Handtasche ist auch noch im Zwischendeck; ich will sie mir holen, meine Schlüssel sind drin." Else Beyer erhob sich.

„Nicht nöthig. Ich habe alles zusammengestellt. Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, gnädiges Fräulein. Bleiben Sie nur oben und sehen Sie, wie wundervoll diese schwedische Küste ist. Hier wollen wir oft rudern." Er reichte ihr den Arm und führte sie an die Spitze des Schiffes. Dr. Braune fühlte, daß er verabschiedet war.

Als der Dampfer anlegte, gab er dem Hoteldiener den Auftrag, seinen Koffer in das bestellte Zimmer zu schaffen und ging noch eine Weile auf die Mole.

Der Blick auf Mölle und das Kullengebirge war das Schönste, was er je gesehen hatte. Die Mole ging in die grüne See hinaus, die ihre weißen Wellenköpfe bald duckte, bald reckte. Felsen aus rothem Gestein, hie und da in graugrüne Töne übergehend, erhoben sich schroff am Ufer und ragten trotzig aus dem Wasser hervor. Zwischen die Klippen und den blauen Himmel schoben sich Laubwälder; und die einfachen, ohne Prätention, terassenförmig hingestellten Häuser vom Mölle vollendeten eine fröhliche Farbenharmonie.

Als Richard Braune ins Hotel kam, sah er seine Reisebekanntschaft, Fräulein Beyer, mißvergnügt vor der Thür ihres Zimmers stehen.

„Ich weiß nicht, was da mit meinem Schlüssel ist," sagte sie. „Er paßt nicht zum Koffer. Und von den Hausmädchen hier versteht niemand Deutsch. Ich fragte schon, ob der Koffer vertauscht sein könnte. Wenn ich den Portier richtig verstanden habe, meinte er, Ihrer wäre ähnlich. Vielleicht hat man sie verwechselt?"

„Wenn Sie gestatten, versuche ich mit meinem Schlüssel." Doktor Braune zog sein Schlüsselbund aus der Tasche und probirte vergeblich. „Sehr peinlich für Sie! Aber . . . ich möchte Sie bitten, einen Moment in mein Zimmer zu kommen, damit Sie sich überzeugen, daß mein Koffer wirklich mein Koffer ist," fügte er hinzu, denn er glaubte, in ihrem Blick etwas wie Mißtrauen zu lesen.

Sie folgte ihm schweigend. „Unsere Kofer sind thatsächlich Zwillinge," sagte sie, wie um sich zu entschuldigen, während er versuchte, das Schloß zu öffnen.

„Teufel, meine Schlösser sind auch verdorben! Was hat denn das zu bedeuten?!" rief er und sah nicht gerade liebenswürdig zu Else Beyer hin. „Noch dazu hier im Auslande . . . in diesem Nest . . . ehe man einen Schlosser finden wird! . . . Wollen Sie mir einmal Ihren Schlüssel erlauben? . . . Nein, der schließt auch nicht. Aber hier hängt das Schild, sicher mein Koffer! Ja . . . da hat jemand herumprobirt . . . Glücklicherweise habe ich keine Werthsachen drin gehabt."

„Ich auch nicht. Aber meine Camera, die Farben und alles, was ich zum Arbeiten brauche. Ich muß einen Schlosser finden oder selbst den Koffer aufbrechen," sagte sie verstimmt. „Das beste wird sein, wenn ich Herrn van Loewen im Hotel aufsuche und ihn bitte, mir einen Handwerker zu suchen. Er kennt Mölle und wird schneller einen besorgen, als die Leute hier, die nicht Deutsch verstehen."

Nach kaum einer halben Stunde klopfte ein Arbeiter an das Zimmer von Doktor Braune und öffnete mit Draht und Handwerkzeug den Koffer. Er war mit Damenkleidern und Wäsche gefüllt. Der Portier wurde beauftragt, den Koffer mit dem von Fräulein Beyer auszutauschen.

Doktor Braune sah auf den ersten Blick, daß die Anzüge durcheinandergeworfen waren. Die besten Schlipse und ein Theil der Wäsche fehlten . . . Wahrscheinlich war also der Dieb ein Mann. Richard schämte sich, daß er nur einen Moment geglaubt hatte, Else Beyer könnte eine Abenteuerin sein; und als er sie am nächsten Tage beim Frühstück in der großen Glashalle traf, schüttelte er ihr herzlich die Hand.

„Ich danke Ihnen noch, daß Sie mir gleich einen Schlosser schickten. Was sagt denn Herr van Loewen zu den Geschichte?"

„Herr van Loewen?" erwiderte sie ganz verstört. „Denken Sie, man kennt ihn gar nicht in dem Hotel Elfverson. Und er erzählte mir, daßer seit Jahren stets im Juli dort wohnt."

Doktor Braune pfiff durch die Zähne. „Verwünscht!"

Meine Camera fehlt auch, ein Seidenshawl und Kleinigkeiten . . ."

„So ein Hallunke! Das war also seine Seekrankheit! Er hat jedenfalls in Ihrer Handtasche die Schlüssel gefunden und sich damit legitimirt, als er den Koffer öffnete."

„Kann schon sein . . . und hat dann die Schilder mit dem Namen ausgewechselt und die Schlösser verdorben, damit er Zeit gewinnt und wieder aus Mölle verschwinden kann, ehe wir gerade auf ihn Verdacht schöpfen . . ."

Doktor Braune sah sie scharf an. „Ja . . . auf wen hatten Sie denn sonst Verdacht?"

„O . . . hm . . ." sie wiegte verlegen den Kopf.

Jetzt konnte er das Lachen nicht mehr zurückhalten. „Famos . . . also Sie auch! Reichen Sie mir die Hand, gnädiges Fräulein, wir sind quitt, wir zwei falschen Hochstapler."

Sie verstand ihn und nickte amüsiert.

„Daß es einen Menschen gibt, der mich für so raffinirt hält . . . das schmeichelt mir eigentlich. Ich bin nämlich alles andere als geschäftstüchtig." Und sie begann von ihren Arbeiten zu plaudern: wie schwer sie sich von ihnen trennte, — selbst wenn sie damit Geld verdienen könnte. Aber hier wollte sie fleißig sein — die paar Wochen in Mölle sollten auch ordentlich ausgenutzt werden.

Um das durchzuführen, und die besten Plätze für Studien zu suchen, machte sie gleich vom ersten Tage an weite Spaziergänge, bei denen Doktor Braune sie immer begleitete. Früh ging es nach Randsvik, wo zwischen Klippen gebadet wurde und ein lustiges buntes Treiben herrschte. Nachmittags wurden Ausflüge nach den Grotten gemacht oder der Leuchtthurmwächter besucht; dann mußten die Anhöhen, wie der Barakullen und der Hakull erstiegen werden, — eins war immer schöner als das andere. Nur zum Arbeiten blieb wenig Zeit übrig.

Vierzehn Tage waren vergangen. Richard Braune saß mit Else Beyer im Walde bei Kallumanns Grab und sprach von ihrer bevorstehenden Abreise.

„Es ist nur noch eins zu erledigen," sagte er: „die Angelegenheit mit den Koffern."

„Wieso? Glauben Sie wirklich daran, daß man den Dieb faßt?"

„Das nicht. Liegt mir auch gar nichts daran. Lassen Sie doch den Kerl mit meinen Schlipsen und Ihrer Camera rumlaufen. Die Hauptsache ist, daß wir . . ." er sah sie unsicher an. — „Das wir sie los sind!"

„Das meinte ich ja gar nicht. Sie bringen mich ganz aus dem Konzept."

„Nanu . . . also, was ist die Hauptsache?"

„Wenn Sie mich so anguden, kann ich überhaupt nicht mehr reden . . . Und ich hatte mir gerade so einen hübschen Vergleich zurecht gemacht . . . von dem Instinkt der Koffer und vom Instinkt der Menschen . . . und daß wir beide verpflichtet sind . . ."

„Dem Herrn van Loewen eine Dankadresse zu schicken?"

Doktor Braune faßte ihre Hand und zog sie an seine Lippen. „Eigentlich wollte ich sagen: . . . die Koffer für das ganze Leben zu tauschen . . ."

„Dann schon lieber die Ringe!" lachte Else. „Das ziehe ich vor."

Doppelsinnig.

Kellner (zu einem eben eingetretenen Gast): „Womit kann ich dienen?"

Gast: „Lassen Sie mich nur erst zum Verstande kommen!"

Kellner: „Ich glaubte, Sie sind schon so weit."

Pflichtgemäß.

Fremder (der öfter in eine kleine Stadt kommt): „ . . . Also die häßlichste des Gemeindesekretärs heirathet . . . und auch noch so weit fort kommt sie . . . Wer hat denn das vermittelt?"

Hotelier: „Der Vorstand unseres Verschönerungsvereins!"

Angenehme Kundschaft.

Nachbarin (zu dem neuetablierten Geschäftsmann): „Also sämmtliche Kolonialarbeiten führen Sie, Kaffe, Zuker, Mehl, Rosinen — das ist mir angenehm, da werden Sie eine gute Kundin an mir haben — geben Sie mir mal von allen Artikeln eine reichliche Probe mit!"